

Nr. 17. Bromberg, den 22. Januar 1927.

Jenny auf Reisen.

Ein artiger Roman von Hans Bachwitz.

(4. Fortsetzung.)

Tanzte C. W. gut, so tanzte Jenny fabelhaft. Erst ein wenig befangen — schließlich ist man natürlich als einzige Dame im Komplet zwischen lauter Roben befangen — belebte sie sich unter den Rhythmen des dunkelhäutigen Hexenmeisters da oben. Ihre Gestalt straffte sich, ward Feder und Ball. Ihre Glieder, schlank und von der herben Weichheit ganz junger Frauen, wurden selbst Musik. Biegend und schmiegend, fliegend und wiegend glitt sie dahin, und ohne daß sie es merkte, hörten nach und nach die anderen Paare zu tanzen auf, wurden Zuschauer. Freier und breiter wurde der Raum um sie, und die Geigen wandten ihren Blütenkranz nur noch um sie. Erst als mit einem wilden, schmetternden Beckenschlag die Musik abbrach, merkte sie, aus Traum und Lust erwachend, daß sie und C. W. zum Schluß ganz allein getanzt hatten. Merkte es an dem frenetischen Beifall, der ihr neidlos gespendet wurde, an den jubelnden Zurufen aus allen Logen, Nischen und Ecken. Blutübergossen strebte sie an der Seite des stolzen C. W. Reddersen, der natürlich längst den Triumph wahrgenommen hatte, zum Tisch zurück und duckte sich förmlich unter den Blicken und dem Flüstern der anderen Gäste. Ein neuer Stern war aufgegangen, und C. W. Reddersen war der Astronom, der ihn entdeckt hatte. Allright!

Und wie es einer Firma von seiner Bedeutung zukam, knipste der Chef, zu Gnadenbeweisen gestimmt, drei Hundertmarkscheine zusammen und ließ sie dem Primas überreichen, der mit einem wilden Tusch quittierte und mit seinen Mannen stehend die amerikanische Nationalhymne spielte. Sein Zigeunerhirn konnte sich nichts anderes denken, als daß der Spender solcher Munifizenzen ein Dollarfürst sei.

Jennys Blick fiel auf die kleine Armbanduhr, und ihre Schart ward Entsetzen. Sie hielt die Uhr hastig ans Ohr, hoffend, daß sie nicht ginge und daß es unmöglich schon 12 sein konnte. Und ihr Zug fuhr in etwa zwanzig Minuten. Kein Zweifel: die Uhr ging, die Zeit stimmte. Jenny fuhr empor.

Da eben die Madjaren einen originellen Shimmy anstimmten, glaubte C. W., seine Tischdame habe Gefallen am Tanz gefunden und stellte sich freudig zur Verfügung. Aber Jenny rief mit bebenden Lippen nach dem Kellner. Der war nicht da.

„Übernehme Bestellung!" sagte C. W. galant. Aber Jenny erklärte mit fliegender Stimme, durch die Tränen zitterten, sie müsse sofort zahlen, ihr Zug führe in einer Viertelstunde.

„Reise so dringend — Fragezeichen?"

„Sie ist unaufschiebbar! Mein Gott, ich versäume den Zug!"

„Stelle Auto — 140 Stundenkilometer. Stop!"

„Nein — nein — nein — Herrgott, wo ist denn der Kellner?"

Und Jenny eilte hinaus, in der Hoffnung, den Tadellosen draußen zu entdecken. C. W. Reddersen hinter ihr her. Es hatte den Anschein, als flüchtete die erregte Dame vor ihrem Kavalier und einige Herren lachten schadenfroh.

Reddersen sah, daß ihm das Abenteuer entglitt, und mißtrauisch, wie eben solide Kaufleute sein müssen, argwöhnte er einen Moment, der rasche Aufbruch Jennys sei Komödie. Aber dann wies er den Gedanken weit von sich. Er erbot sich sogar im allerkürzesten Stil, die Zeche einstweilen zu zahlen — wenn ihm Jenny ihren Namen nennen würde, könnte er ja die Kleinigkeit verlegen — man sähe sich wohl noch einmal wieder in dieser Welt. Und C. W. Reddersen dünkte sich sehr schlau, daß er auf diese Weise endlich erfahren würde, mit wem er diesen entzückend begonnenen und so jählings abgebrochenen Abend verlebt hatte.

Aber Jenny wollte davon nichts wissen und fand einen anderen Ausweg. Sie riß rasch aus der neuen Tasche aus Schlangenhaut — Gott, war sie unpraktisch! — einen Zwanzigmarkschein und drückte ihn Reddersen eilends in die Hand. „Bitte, Herr Konsul, zahlen Sie für mich! Ich glaube, die Zeche wird sehr teuer sein, aber mehr als 20 Mark kann sie unmöglich betragen!" Und schon stürmte sie davon, während C. W. ganz verblüfft stehen blieb, den Zwanzigmarkschein in der Hand und eine sarkastische Bemerkung über die Frauen auf den Lippen. Indessen war er an die Wechselfälle des Lebens hinlänglich gewöhnt und tröstete sich mit der alten Erfahrung, daß kein Geschäft schließlich immer noch besser sei, als ein zweifelhaftes. Dann kehrte er an den Tisch zurück, der ihm plötzlich verödet erschien. Und wenn er auf den Platz sah, den Jenny eingenommen hatte, bekam sein Blick beinahe etwas Träumerisches, soweit die Blicke eines Großwürdenträgers hanseatischer Kaufmannskrone überhaupt träumerisch sein können. Er umspielte das halbvolle Sektglas Jennys zärtlich mit den Fingern, und auf einmal setzte er dieses Glas an die Lippen und leerte es auf einen Zug. Hierauf stellte er es allerdings schleunigst zurück, sah sich bekniffen um, ob jemand diesen unerhörten Anfall von Romantik bemerkt habe, und schämte sich zum ersten Male in seinem Leben furchtbar. Es war ein Glück, daß in diesem Augenblick eine sehr auffallende Dame die Hand auf den Sessel legte und fragte, ob es gestattet sei?

„Storniert!" knurrte Reddersen, dem das wie ein Sakrileg erschien, aber die Dame schien diesen Ausdruck nicht zu kennen. Jedenfalls setzte sie sich. C. W. Reddersen stand sofort auf und ging dem Kellner entgegen, um die beiden Zechen zu zahlen.

Der Ordnung halber sei bemerkt, daß Jennys Zeche etwas über 70 Mark betrug, aber niemals hatte C. W. einen effektiven Verlust freudiger getragen. Ja — er ging soweit, nicht einmal das ihm von Jenny übergebene Kapital zu verwenden. Vielmehr legte er den Zwanzigmarkschein in ein besonderes Fach seiner geräumigen Brieftasche. Dann — von einem plötzlichen Entschluß gepackt, schrie er nach seiner Garderobe. Er riß sie an sich, jagte hinaus, auf das wartende Torpedo zu, stürzte sich hinein und schrie dem Chauffeur zu:

„Bahnhof! Expreß! Zwo Minuten!" Und das Torpedo sprang an, wie ein Tiger, der sich von gespannter Fessel losgerissen hatte.

Als aber C. W. nach zweiunddreiviertel Minuten am Bahnhof war, erfuhr er zu seinem größten Schmerze, daß der letzte Expreßzug — es war der nach Berlin — soeben die Halle verlassen habe.

Da schickte er das Torpedo fort und kehrte zu Fuß in sein vornehmes Hotel zurück. Dort bestellte er sich in der Halle einen sehr scharfen Whisky und dachte lange darüber nach, daß das Leben eigentlich mehr zu bieten habe, als Corners, Haussen und Baissen, Medios, Ultimos und neue

Märkte. Und daß eigentlich ein kupferbrauner Bubikopf unter einer braunen Toque — — —

Zum Glück kam eben Herr Friedrich Karl Deetjens in Firma „Deetjens und seine Söhne" auf den alten Geschäftsfreund zu, und man schnackte noch ein Stündchen darüber, daß die Amsterdamer sich ja wohl elend verspekulieren würden, wenn sie glaubten, Santos I zu 130 franko Ladehafen liefern zu können.

Es ist gut, daß es Santos I gibt — als Gegenmittel gegen gewisse kupferbraune Bubiköpfe und gewisse hanseatische Großkaufleute.

Zweite Station.

Ein verrückter Expreßzug, eine Zeiterscheinung, ein Dichter und ein alter Bekannter.

1.

Indessen stürmte der Schnellzug, in dem Jenny das Bett Nr. 38 des zweiten Schlafwagens bewohnte, durch die Nacht. Eigentlich war es kein Wunder, daß sie noch zurecht gekommen war, denn sie konnte — 3 Minuten vor der Abfahrt — den Kommissionär nicht finden, der ihre Angelegenheiten ordnen wollte. Sie irrte, halb wahnsinnig vor Angst und Schreck, umher und rief laut die Nummer des Gesuchten. Worauf ein anderer Kommissionär endlich auf sie zueilte, der rasch erklärte, sein Kollege habe ihm den Auftrag übergeben — sie sei doch die Dame mit dem großen gelben Koffer — Ja, ja, ja! er habe alles besorgt und werde sie zum Waggon begleiten. In wilder Hast ging es an den Zug, um den schon die Stille der geschlossenen Türen schwebte. Der Kommissionär half Jenny, den Schlafwagen II zu erklimmen — er bekäme alles in allem 112 Mark 60 Pfennige. Jenny fand das ein bißchen viel, aber zum Handeln war keine Zeit, sie zahlte, und kaum war der Kommissionär verschwunden, als der Zug anrollte. Jenny verstaute Fahrkarte und Gepäckschein mechanisch in dem Schlangenhaut-Täschchen und sank todmüde auf den Bettrand nieder, dankbar empfindend, daß sie allein im Abteil war. Dann schloß sie die Tür, entkleidete sich, taumelnd vor Erschöpfung und sank in die harten Kissen. Und kaum drei Minuten später schlief sie den gesunden, sorglosen Schlaf der Jugend während der Zug über knatternde Weichen, an einsamen Stationen vorbei, durch nächtige Wälder brauste.

Sonderbarerweise hatte der Wagen, in dem Jenny süß schlummerte, Außenschilder, auf denen zu lesen war: Rom—Bologna—Verona — Innsbruck — München—Salzburg—Wien.

2.

Als Jenny in diesem falsch orientierten Expreßzug, von dessen Absichten und Zielen sie keine Ahnung hatte, erwachte, war es kurz nach 8 Uhr. Sie dehnte sich in der köstlichen Erquickung nach einem tiefen, traumlosen Schlaf, blickte, die Arme hinter dem Kopf verschränkt in einen strahlend blauen Himmel, den die Sonne überfunkelte, und freute sich, daß sie wohl nun bald wieder in Berlin sein und von ihren Abenteuern würde berichten können. Über Herrn Doppelmann nur das Allerbeste. Er war sichtlich ein etwas schrullenhafter Mensch, dem wohl bei allem Reichtum das Leben viel schuldig geblieben sein mochte. Aber die grillige Güte, mit der er sie behandelt und vor allem gegen die üblen Anmaßungen seiner Frau in Schutz genommen hatte, nicht zuletzt auch die wahrhaft fürstliche Freigebigkeit, mit der er sie bedacht, ließen ihr Herrn Doppelmann bald äußerst angenehm erscheinen, und sie würde nicht verfehlen, sowohl zu Hause, als auch im Geschäft sein Bild in den liebenswürdigsten Farben zu malen. Was indessen die übrige Familie Doppelmann anbetrifft, so würde sie sowohl über Frau Mildred, als auch über Herrn Percival schweigend hinweggehen.

Ob sie des Herrn Hilkisch Erwähnung tun würde, wußte sie noch nicht. Schließlich hatte sie ja auf ihrer Reise Gelegenheit gehabt, bedeutendere Männer kennen zu lernen, als diesen zweifellos hervorragenden, aber doch etwas einfältigen Menschen. Wenn sie sich z. B. an Herrn Konsul Kuhleborn erinnerte, der sich in einer nicht mißzuverstehenden Weise um sie bemüht hatte, so durfte sie einerseits bestimmt mit dem Eindruck zufrieden sein, den sie auf diesen Herrn gemacht hatte, andererseits aber — — Jenny merkte plötzlich, wie sie feuerrot wurde, ohne sich über den Grund klar zu werden. Es war ja schließlich nicht das Mindeste vorgefallen, was dieses Erröten hätte rechtfertigen können, und auch der Walzer, den sie mit Herrn Kuhleborn unter dem lebhaften Beifall des Publikums getanzt hatte, war ja nur ein harmloses Vergnügen gewesen, wenn sie sich erinnerte, was ihre Kolleginnen im Geschäft über gewisse Tanzabende mit daranschließenden Berliner Nächten zu berichten wußten. Sie würde also auch ihre Bekanntschaft mit Herrn Kuhleborn einem großen Publikum nicht vorenthalten, obwohl sie sich sagen mußte, daß man ihr die Harmlosigkeit der Bekanntschaft nicht unbedingt würde glauben wollen.

Ihr Blick fiel auf das kleine Hutköfferchen, das sie sich zur Unterbringung der neuen Hutprachten gekauft hatte, und das geöffnet auf dem Boden stand. Da hatte sie wirklich beinahe das Wichtigste vergessen! Ein Glück nur, daß sie sich rechtzeitig erinnert hatte, das allerliebste Pyjama zu kaufen, das sie trug.

Dagegen hatte sie nicht daran gedacht, sich mit Waschutensilien zu versehen. Sie hatte nicht einmal einen Kamm, und geriet in äußerste Besorgnis, wie sie sich wohl in einen Zustand versetzen könnte, der ihr erlauben würde, mit vollkommener Haltung den Schlafwagen zu verlassen.

Mit einem Satz sprang sie auf und warf erst einen neugierigen Blick durch das Fenster, wobei sie mit einem gewissen Erstaunen feststellte, daß die Gegend durchaus nicht den Eindruck machte, den man von einer deutschen Flachlandschaft erwartete. Gebirgszüge am Horizont, wellige Ebenen davor, sattgrüne Felder grüßten den Blick. Hin und wieder ein Dörfchen, übertönt von einem Kirchlein mit merkwürdigem zwiebelförmigen Turm. Auf den Feldern Bauern in absonderlichen Trachten mit grünen oder braungelben kleinen Hütchen, weiten Lederhosen und nackten Knien. Jenny erinnerte sich nicht derartiges jemals in Deutschland gesehen zu haben; es war allerdings auch geraume Zeit her, daß sie im Schnellzug durch das Land gefahren war. Möglicherweise unterlag auch die bäuerliche Tracht gewissen Gesetzen der Mode, die ihr unbekannt waren. Sie klingelte, und als man klopfte, fragte sie, ob sie Waschzeug haben könne? „Bitt' sehr, sofort!" tönte es in einem Dialekt zurück, der mit dem Berliner nicht die mindeste Ähnlichkeit hatte. Bald darauf reichte man ihr durch den Türspalt ein kleines versiegeltes Paket, das vom Seifenschwamm bis zum Lippenstift alles enthielt, was zur Morgentoilette einer jungen Dame erforderlich ist. Sie fragte nach dem Preise und der sonderbare Dialekt erwiderte 15 Schillinge. Jenny war erstaunt. Galt etwa seit heute morgen in Deutschland der englische Kurs? Nun, vielleicht hatte man in den großen internationalen D-Zügen — und sie wußte, daß ihr Zug zwischen den Metropolen Rom und Berlin verkehrte — die englische Währung eingeführt? Jedenfalls erwiderte sie, sie habe nur Reichsmark, und mit gewinnender Liebenswürdigkeit wurde ihr geantwortet, daß man auch dieses Geld mit Vergnügen nehme. Dann koste das Waschpaket 9 Reichsmark. Jenny zahlte und machte sich umständlich an ihre Toilette.

Als sie nach einer reichlichen halben Stunde den Schlafwagen verließ, um frühstücken zu gehen, stellte sie mit Genugtuung fest, daß einzelne Herrn sie mit unverhohlener Bewunderung anblickten, und daß die wenigen Damen, die im Speisewagen saßen, ihren Anzug interessiert musterten. Darüber wunderte sie sich nicht, denn es war kein Zweifel, daß sie das Allerneueste trug, was die elegante Damenmode für Reise und Straße vorschrieb.

Jenny bestellte Kaffee und musterte die merkwürdige Gegend, ohne sich um ihre Mitreisenden zu bekümmern. Immer wieder fiel ihr die sonderbare Sprache auf, die um sie herum tönte. Daß drei Herren mit lebhaften Gebärden und ausdrucksvollem Mienenspiel offenbar italienisch sich unterhielten, mochte hingehen, daß aber unter den übrigen Mitreisenden kein Einziger den heimischen Berliner Dialekt, sondern daß ganz zweifellos alle wienerisch sprachen, verwunderte sie. Es war ja schließlich nicht anzunehmen, daß dieser Zug für Berliner verboten war, sonst hätte man ja auch ihr den Zutritt versperrt. In diesem Augenblick hörte sie, wie ein Herr vom Nebentisch zu seinem Nachbarn meinte:

„Gegen Mittag samma da."

„Ein Glück, daß ma den Zug noch erreicht ham, ma red't so vül vom Streik!"

Streik? Jenny war an diese zeitgemäße Erscheinung gewöhnt. Als der Kellner ihr das Frühstück servierte, fragte sie, was für ein Streik drohe?

„Eisenbahn, Post, Telephon! Bitt' sehr!" erwiderte der Kellner höflich, und Jenny bedauerte ein bißchen, daß es sich nicht um einen Streik in der Konfektionsbranche handelte. Sie wäre über ein paar Tage unverhoffte Ferien nicht böse gewesen, die ihr gestattet hätten, sich im Tiergarten in ihrer neuen Pracht zu zeigen.

Sie verzehrte ihr Frühstück mit größtem Appetit und wunderte sich gar nicht mehr, als man von ihr Zahlung in Schilling verlangte. Man hatte eben offenbar diese Währung auf den Zügen eingeführt, und da man andererseits die Beträge in deutsches Geld umrechnete, hatte man keine Mühe. Auffallend war nur, daß ersichtlich der Schilling weniger galt, als die Mark, obwohl sich Jenny zu erinnern glaubte, daß sie das Gegenteil gelernt hatte. Man kann aber schließlich von einer jungen Dame, die in lauter Aben-

teuern lebte, keine genügende Kenntnis der währungspolitischen Vorgänge erwarten.

In diesem Augenblick erschien der Schaffner, und es ließ sich nicht leugnen, daß er völlig anders aussah, als ein deutscher Eisenbahnschaffner in der Nähe von Berlin. Er war breit, behäbig, umfangreich, trug im braunen Gesicht einen merkwürdig stilisierten Bart, der die Oberlippe und die Wangen bedeckte, während er das Kinn freiließ, und Jenny erinnerte sich, diese Barttracht auf Bildern gesehen zu haben, die den alten Kaiser Franz Joseph darstellten. Bekleidet war der Schaffner mit einer etwas formlosen, schmutzigen, blauen Hose, einem dunklen Rock und einem Käppi, dessen Ursprung gleichfalls in der ehemaligen k. k. Monarchie gelegen war. Eine riesige rote Ledertasche hing ihm an breitem Lederbande über die Schulter, und in der Rechten hatte er eine ungeheuere Beißzange.

Er schien aber ein sehr höflicher und umgänglicher Mensch zu sein, denn als er an Jennys Tisch trat, salutierte er mit der Linken und bat um die Fahrkarte. Jenny, in seinen Anblick versunken, reichte ihm das grüne Kärtchen, ohne es anzusehen und der Schaffner versah es mit einem großen, kreisrunden Loch. Hierauf wandte er sich mit gewinnenden Formen an die Dame und fragte, ob sie nicht diejenige sei, die im Gepäckwagen einen großen gelben Koffer habe.

Mit Mühe war Jenny dieser Frage gefolgt und nickte. „Alsdann müssen's dö Bagaschi in Wean verzoll'n!"

Jenny war baff. Wean? Was hieß Wean? Was hatte sie dort zu suchen, und wie kam sie überhaupt dazu, in Deutschland ihr Gepäck verzollen zu lassen?

Verzollen!!! Sie machte ganz runde, erstaunte Augen. „No, ja," erwiderte der befremdliche Schaffner, „mir ham do heit in der Fruh d'Grenz'n passiert, weil's aber gar so fest geschlaf'n san, hammer Ihna nöt aufweck'n woll'n, und die Finanz hat dö Bagaschi plombiert. 's weitere sind't hernach in Wean statt!"

Jenny hatte plötzlich einen Geschmack im Munde, als hätte sie Asche gegessen. Was erzählte der Mann da? Man habe sie nicht wecken wollen, weil man eine Grenze passiert habe? Mit bebenden Fingern griff sie nach ihrer Fahrkarte. Wahrhaftig, da stand als Endziel Wien. Sie fühlte, wie sie blaß wurde und hatte das Empfinden, als erstarre ihr das Blut in den Adern.

„Ja, mein Gott," stotterte sie, „ich will doch nach Berlin!" „Ja, mei' Frail'n, da komm's mit uns net hin," meinte der Schaffner und wiegte bedauernd den Kopf, „da san's in aan falschen Zug einstieg'n." Und er schnaufte, um sein Mitgefühl auszudrücken, geräuschvoll durch die Nase, worauf er sich mit bedauerndem Achselzucken von Jenny ab- und den Mitreisenden zuwandte, die mit heiterer Anteilnahme der Unterhaltung gefolgt waren. Es kam Jenny vor, als hätte man ihr beide Füße abgeschlagen. Jedenfalls war sie außerstande, sich dieser Gliedmaßen zu bedienen. Unter der Lawine von Unglück, die aus dem heiteren Hammel angenehmer Erinnerungen auf sie herabgestürzt war, empfand sie zunächst das unabweisbare Bedürfnis, fassungslos zu schluchzen, wie Kinder, an denen der Weihnachtsmann mit leeren Händen vorbeigegangen war. Und schon füllten sich die Augen mit heißen Tränen, als sie durch diesen nassen Schleier einen Herrn erblickte, der nach kurzer Verneigung an ihrem Tisch Platz nahm und sie bat, ihm zu sagen, weshalb sie denn so unglücklich sei.

(Fortsetzung folgt.)

Der Wilderer.

Skizze von Ernst Franz-München.

Der Peter war einer der schneidigsten und pflichttreuesten Jäger im großen Bergrevier. Ihm war es hauptsächlich zu danken, daß das Wildererunwesen fast völlig erlosch. Nur hie und da in einer finsteren Nacht knallte es durch den Forst, daß der Peter von seinem Heulager auffuhr, als hätte ihn einer von unten her mit einer Heugabel gekitzelt. Er fluchte ellenlange Gesetzln ab, rannte dann in die Nacht hinaus und suchte wie ein Schweißhund nach dem Wild.

Er kannte den Wilderer, er kannte den Ton der Büchse. Immer war es derselbe. Das ärgerte ihn am meisten.

Freilich, der Hohenleitner Toni kannte die Wege und Stege auch, so gut wie der Peter; und wenn er sich auf einem seiner nächtlichen Jagdzüge befand, so wußte er auch, daß der Peter auf dem Weg war. Wie eine Wildkatze schlich er da in den tiefsten Schatten. Still. Augen und Ohren weit offen.

Gegen den Toni war sonst nichts einzuwenden. Er war ein solides, ehrliches Mannsbild. Nur das Jagern konnte er nicht lassen. Nicht deswegen, weil er dabei verdienen wollte — er war eines Großbauern Erbe —, sondern weil, so schien es, von Urväter Blut her das Verlangen nach wildem Umherstreifen in ihm plötzlich wieder auflebte. Das Verlangen nach Gefahren, nach freiem Leben.

Der Peter und der Toni waren sich nicht feind. Beileibe nicht. Sie gingen oft tagelang beim Holzausmessen selbander in tiefster Eintracht durch die Wälder. Doch beim Auseinandergehen konnte der Peter sich nicht enthalten, immer zu sagen: „Dawisch'n, wenn ich dich tu, Toni, G'ipaß kenn ich kein'."

Und der Toni ganz bockscheu: „Bist narrisch word'n? Wo sollst mich dawisch'n?"

„Beim Wildern wohl, wo sonst nachher?"

„So is recht", sagte der Toni. „Da werst lang such'n müss'n."

Es war ein eigentümliches Verhältnis zwischen den Beiden.

In einer Nacht jedoch war es ganz arg. Da mußte den Toni eine höllische Lust umgarnt haben, denn es knallte derartig durch den Forst, daß die Schüsse bis in das einsam gelegene Haus des Forstmeisters hörbar waren, der gerade bei einer Pfeife an seinem Tische saß.

Der Peter war schon lange, teils im Galopp, teils in schleichender Bewegung auf der Suche. Er dampfte vor Wut und Schweiß und erstickte fast an den Flüchen, die er hinunterschlucken mußte.

Aber jetzt sauste auch der Forstmeister auf, blähte die Backen und prustete etwas hervor, das sich nicht wiedergeben läßt. Zog seine Schuhe an, hängte die Büchse um und stürmte hinaus in die Nacht.

„Kein Pardon," knirschte der Peter, „wenn ich den Himmelkruzitürkenbombenelementbazi derwisch'n tu."

Mitternacht war längst vorüber. Der Mond stand über dem Wald und wurde durch langsam ziehende Wolken bald leicht, bald ganz verdeckt. Ein trügendes Zwielicht fiel durch die Stämme, täuschte Schatten vor, die wie schleichende Menschen schienen. Der Peter blieb alle Augenblicke hinter einem Stamm verdeckt stehen und schaute und horchte. Wenn eine schwarze Wolke den Mond gänzlich verdunkelte, schüttelte es ihn vor Zorn. Dann stand er in stockfinsterer Nacht und heulte fast vor Wut.

Gerade als wieder eine pechschwarze Wolkenfahne unter dem Monde dahinstrich, hörte der Peter einen Ast knacken. Wie angewurzelt blieb er stehen. Hielt den Atem an und preßte seine Augen in die Finsternis, daß sie hervorstachen wie bei einem Krebs.

Ganz in seiner Nähe stand der Toni an eine dicke Tanne gelehnt. Er fühlte die Nähe seines Gegners, er roch den Schweiß. Langsam rutschte er an dem Stamm nach unten und setzte sich ins Moos voll reumütiger Gedanken . . . Es war ihm recht ungemütlich. Er gelobte sich und schwur bei allen Heiligen, nie mehr zu wildern, wenn er dieses Mal nicht ertappt würde. Was würde sein Vater sagen, der von nichts wußte und gerade Bürgermeister war. Eine solche Schande! Gott sei Dank blieb es stockfinster. Was aber, wenn die gute Wolke vorbei war?

Plötzlich horchte er auf. Ganz deutlich hörte er Schritte vom Tale unten herkommen. Schon in nächster Nähe. — „Teufi, Teufi," flüsterte er und drehte den Kopf langsam in die Richtung, aus der die Töne sein Ohr streiften, „jetzt bist hin. Jetzt hilft kein Heiliger und kein Teufi. Jetzt hast an Dreck im Schachterl und kannst kläppern damit."

Der Schweiß rann ihm über den ganzen Körper. So elend hatte er sich noch nie gefühlt. — „Abwart'n", flüsterte er wieder, um sich Mut zu machen. „Abwart'n, duck dich 'nei ins Moos" — Er schrumpfte immer mehr zusammen.

Doch die Schritte kamen näher. Setzten aus und tasteten wieder zu ihm her. Jetzt waren sie keine zehn Schritte neben ihm. Sie stockten. Gingen — vorbei.

Der Toni hörte sein Herz hämmern und fühlte, wie seine Füße zu zittern begannen. In Todesängsten kauerte er im Moos, als wäre er schon gestorben.

Plötzlich hörte er ein großes Gepolter und gleich darauf die Stimme des Peter: „Hab ich dich endlich, du abg'räucherter Lump, du Wilddieb, du abg'schelchter, du langhaxate Voglscheuch, du —"

Den letzten Kosenamen hörte der Toni nicht mehr, er rannte den Berg hinab durch Dick und Dünn.

Droben aber gab es eine arge Enttäuschung für den Peter. Als er endlich seinen Wortschwall geendet und sein Opfer etwas zu Luft kommen ließ, hörte er erst nur ein Schnappen nach Luft. — „Schnauf nur," räsonierte der Peter, „wär' schad' g'wes'n, wenn d' erstickt wärst."

„Recht freundlich von dir, Peter," sagte der Forstmeister mit zittriger Stimme. „Wirklich recht freundlich. Auch dies, daß du meine Joppe in Fetzen gerissen hast."

Eben war die Wolke vorüber, und ein herrlicher Silberstrahl ergoß sich über die Beiden.

„Kreuzbombenelement!" fluchte der Peter in höchster Wut, „da kunnst doch glei auf 'm Bauch rutsch'n bis in Türkei hintere. Was tun denn Sie da herob'n!"

„Du wirst doch gestatten, daß ich auch nach Wilderern suche."

„Freili, aber grad jetzt, wo ich ihn derwischt hätt."

„So, so, das ist freilich Pech, aber trotzdem seh ich, daß du ein schneidiger Kerl bist, Peter. Jetzt hab' ich aber genug."

Peter und der Forstmeister gingen langsam den Berg hinan zur Jägerhütte.

Die Geschichte hatte aber zwei Vorteile. Erstens wurde der Peter befördert, und zweitens wilderte der Toni seit dieser Nacht nie mehr.

Was liegt hinter den Sternen?

Von Ralph E. Zuar.

Kosmische Inseln. — Zahlenspiele. — Ein Weltbild im Kleinen. — Krümmung des Raums und der Zeit. — Der Begriff der Ewigkeit.

Vom schwarzblauen, gewölbten Himmel grüßen in dunkler, schweigender Nacht blinkende Sterne. Große und kleine; bläuliches und rötliches, gelbes und weißes Licht strahlen sie aus. Und dazwischen schlängelt sich das schleierhafte zartsilbrige Gebilde der Milchstraße hindurch. Die erhabene Pracht sieht recht friedlich aus, und dichterische Überschwenglichkeit verkündet, daß über den Sternen der Friede wohne, den wir auf dieser Erde nicht finden können. Je mehr aber die Hilfsmittel der modernen Menschheit in das Sternengewimmel über uns eindringen, desto mehr erwachen wir aus unserer Träumerei. Es ist durchaus kein friedliches Idyll, sondern ein kosmisches Schauspiel von so ungeheuern Ausmaßen, daß unser naives Bild des Weltalls, das die Menschheit durch Jahrhunderte und Jahrtausende begleitete, in ein Nichts zerrinnt. Lodernde, tosende Glutbälle, Feuerkugeln, Millionen von Sonnen rasen in Entfernungen, für die unsere Vorstellung keinen Maßstab kennt, durch das Weltall. Wir bohren unsere instrumentellen Augen in das Sternenmeer und erwägen, was wohl noch hinter dem sichtbar gewordenen Teil des Kosmos vorhanden sei. Gibt es denn nur die eine unfruchtbare, immer wiederkehrende Antwort: Sterne und wieder Sterne? Und sind diese Sterne regelmäßig im Weltenraum verteilt? —

Nun, ganz gleichmäßig sind sie wohl nicht verteilt. Es gibt sozusagen Wolken von Sternen, Anhäufungen, gegenüber anderen verhältnismäßig leeren Stellen. Und unsere Sonne, unser kleines liebes Sönnchen, von dem wir alles, aber auch alles erhalten, ist auch ein Teilchen einer solchen kosmischen Wolke. Auch wir leben auf einer Insel im Weltall. Draußen, durch unüberbrückbare Abgründe von uns getrennt, gibt es andere Inseln, andere Sternenwolken, oder, wie man sie astronomisch nennt, kosmische Nebel. Wahrscheinlich wird man, je weiter das Teleskop vervollkommnet wird und in die größeren Tiefen des kosmischen Ozeans eindringt, noch Hunderte, ja Tausende solcher Sternenhaufen entdecken. Unsere eigene Wolke enthält wahrscheinlich etwa zehn Milliarden von Sonnen und ebensoviele Sonnensysteme mit Planeten und Trabanten, die um ihr Lebenszentrum schwingen. Und dies alles befindet sich auf dieser kosmischen Insel, deren Breite so gewaltig ist, daß ein Lichtstrahl 300 000 Jahre braucht, um sie zu durchqueren. Nun haben wir aber schon kosmische Inseln entdeckt, welche ungefähr 10 Millionen Lichtjahre von unserem System entfernt sind.

Angesichts eines solchen Weltbildes schrumpft unsere Erde zu einem Nichts, zu einem winzigen Weltenstäubchen zusammen. Unsere Erde, die so weit und groß erscheint, mit ihren Ozeanen und Kontinenten, ihren grünenden Wäldern und Wiesen. Wir werden die Frage aber nicht los: Was ist's mit jenen Weltungetümen? Wo ist ein Ende? Was ist dahinter? Was ist hinter allen Welten, hinter allem Sein? — Spötter lachen über die Gelehrten, die sich über solche Fragen ereifern. Und doch ist es nur die Grübelsucht des Menschen, die uns den Blick und den Verstand geschärft hat, und der wir schließlich allen Fortschritt verdanken. Wohl mag sich direkt noch nichts beweisen lassen, aber die Frage, ernstlich als Problem gestellt, zwingt unsere Gedanken in neue Bahnen, weitet unsern Horizont.

Die Idee der kosmischen Inseln ist durchaus nicht so neu, aber erst in der jüngsten Zeit hat man an Hand der astronomische Bilder und Photographien mehr und mehr Aufschlüsse über sie erhalten. Machen wir uns doch einmal ein Bild einer solchen kosmischen Insel: Die Erde sei eine winzige Bakterie, eben noch so groß, daß sie mit dem schärfsten Mikroskop erkannt werden kann. Auch die Sonne wäre dann mit bloßem Auge immer noch unsichtbar, ein winziges Staubteilchen, etwa dem zehnten Teil eines Millimeters von der Bakterie „Erde" entfernt. Das gesamte Sonnensystem hätte vielleicht einen Durchmesser von einem Zentimeter. Nun kämen die anderen Sterne, leuchtende Pünktchen, in Entfernungen von 1- bis 10 000 Kilometer, durchschnittlich gäbe es auf alle fünf Kilometer ein Lichtpünktchen, eine Sonne. Dabei hätte, im Ganzen betrachtet, diese Ansammlung von Sternen die Form einer Scheibe. — Die anderen Inseln wären nun im Verhältnis zur Entfernung der Sterne innerhalb der Wolke gar nicht so fern. Man berechnet die durchschnittliche Entfernung der Inseln von Rand zu Rand auf etwas weniger als den doppelten Durchmesser der Inseln selbst.

Nun aber zurück zu unserer Frage, was liegt hinter allen diesen Systemen, Nebeln, Wolken, kosmischen Inseln, oder wie wir sie sonst nennen wollen? Zunächst haben wir die stereotype Antwort: mehr Sterne, mit der wir nichts anfangen können. Die Antwort ist ungenügend, es ist überhaupt keine Antwort auf unsere Frage. Überlegen wir uns! Weder für die Theorie des Endlichen, noch des Unendlichen haben wir eine erdgeborene Erfahrung, es sei denn, daß wir die Kreislinie und Kugelform zu Hilfe nehmen. Theoretisch könnten wir ja annehmen, daß, wie eine Linie, und wie eine Fläche gekrümmt ist, auch andere Dimensionen, Raum und Zeit gekrümmt sein müssen. Vielleicht ist es ein kosmisches Gesetz. Es gäbe also weder einen Anfang noch ein Ende des Raumes und ebensowenig der Zeit. Es fehlt uns streng dreidimensionalen Wesen allerdings die alles erläuternde Erfahrung, aber sicher wird es einmal gelingen, auch einen positiven Beweis für die Unendlichkeit des Raumes und der Zeit zu erbringen. Wir, die wir in der Praxis weder mit einem Anfang noch einem Ende der Zeit etwas anfangen können, müssen uns auf das Prinzip der gekrümmten Linie, der gekrümmten Fläche, des gekrümmten Raumes und der gekrümmten Zeit verlassen.

Das Weltall ist demnach dennoch eine in sich gefestigte Einheit. Aber die Erde steht ja nicht im Mittelpunkt alles Geschehens, trotz ihres tausendfältigen Lebens. Milliarden von Erdenmöglichkeiten gibt es in den Sonnensystemen der Millionen von kosmischen Inseln. Nicht die Erden, nicht die Erde steht im Mittelpunkt alles Geschehens, sondern das Prinzip, das auf ihr eine Gaststätte gefunden hat, das Prinzip des Lebens. Das Lebensprinzip, das die Sonne antreibt und ihre Planeten und Trabanten, ein großartiges einheitliches Weltbild, aber gleichzeitig eine Vielheit von glühenden und erloschenen Welten.

Nebel leuchten auf, verdichten sich zu Sonnen, Millionen und aber Millionen von Sonnen kommen und vergehen, Raum aber und Zeit sind ewig, in sich geschlossen, aus sich selbst rollend und sich entwickelnd, eine Einheit ohne Anfang, ohne Ende, — ewig.



Bunte Chronik



* **Scheintot geboren.** Von 13 913 Kindern, welche im Verlaufe von fünf Jahren in einer Wiener Klinik geboren wurden, waren 802 scheintot. Bei 693 waren die Wiederbelebungsversuche erfolgreich.

*

* **Fahrzeuge in England.** Das Britische Reich registriert zurzeit 1 756 000 Motorfahrzeuge, was einer Zunahme von 340 000 innerhalb eines Jahres entspricht. Diese Zahl verteilt sich so, daß es jetzt 727 000 Personenwagen, 681 000 Motorräder, 286 000 Lastwagen und 104 000 Mietautos gibt. Die Kraftfahrzeugsteuer hat in den letzten fünf Monaten 18 Millionen Pfund oder 360 Millionen Mark eingebracht.

Lustige Rundschau



* **Eine Zumutung.** „Herr X", sagte der Prinzipal am 29. des Monats zu einem seiner Angestellten, „ich bin in der letzten Zeit so vergeßlich, erinnern Sie mich doch bitte am 31. daran, daß ich Ihnen kündige."

*

* **Gelungene Operation.** „Haben Sie das kostbare 20-Mark-Stück wieder bekommen, das Ihr Junge verschluckt hatte?" — „Nein, der Arzt hat's gleich als Honorar behalten!"

*

* **Reingefallen.** „Bist du mir auch treu gewesen, Theodor?" —„Genau so, wie du mir, mein Püppchen!" — „So, und dann wagst du Scheusal, wieder hierher zu kommen?"

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.